

Josef Martin Kraus

Von Rudolf Vierengel

Als der Siebenjährige Krieg begann, war der große Thomaskantor J. S. Bach schon sechs Jahre tot. Sein ältester Sohn Wilhelm Friedemann (1710 — 1784) war wohl der größte Orgelspieler seiner Zeit, aber ein entgleistes Genie. Von Karl Philipp Emanuel, der Kirchenmusikdirektor in Hamburg war, sagte Haydn: „Was ich weiß, habe ich dem Philipp Emanuel Bach zu danken“.

Im dritten Jahr des Siebenjährigen Krieges starb das größte Musikgenie in England, der Deutsche Georg Friedrich Händel. In Wien komponierte Franz Joseph Haydn, den 1798 die Akademie der Künste und Wissenschaften zu Stockholm zu ihrem Mitglied ernannte. Im Schatten des Stefandomes war seit 1754 auch Christoph Willibald Gluck Hofkapellmeister.

In diese von hohem Geistesglanz und von gewaltigem Aufschwung der Seelen, von meteorhaften Charlatanen, von raffinierter Diplomatie, von den ersten Zeichen sozialpolitischer Eruptionen und vom Donner schwankenden Kriegsglücks erfüllte Zeit werden wir geführt, wenn wir des 200. Geburtstages eines Sohnes der Stadt Miltenberg gedenken: des Joseph Martin Kraus, der als königlich schwedischer Hofkapellmeister im Jahre 1792 zu Stockholm starb.

Der Miltenberger Senator, Steinmetz und Baumeister Johann Martin Schmidt, der aus Stetten bei Ellwangen stammte, baute 1751 für sich selbst am „Kornmarkt“ zu Miltenberg ein prachtvolles Haus im Übergangsstil vom Rokoko zum Klassizismus. Hier im Haus ihres Vaters gebar am 20. Juni 1756 Anna Dorothea Kraus (geb. 1733, gest. 1804 in Miltenberg), die Gattin des Amorbacher Ratsschreibers Joseph Bernhard Kraus, einen Sohn, der in der Taufe die Vornamen Joseph Martin erhielt. Der Ratsschreiber war ein Sohn des Weilbacher Bierbrauers und Gastwirts zum „goldenen Hirschen“, Rupert Kraus.

Als Joseph Bernhard Kraus 1759 mainzischer Amtskeller in Osterburken wurde, verließ die Familie Miltenberg. 1761 wurde der Vater Amtskeller in Buchen, wo der kleine Joseph Martin schon mit fünf Jahren die Lateinschule besuchte und von Kantor Wendler den ersten Klavier- und vom Schullektor Pfister Violinunterricht erhielt. Der in Latein und in Deutsch ebenso wie in der Musik ausnehmend begabte Knabe wurde mit zwölf Jahren ins Internat des Mannheimer Jesuiten-Gymnasiums und Musikseminars aufgenommen.

Sein damaliger Lehrer für lateinische und deutsche Literatur, der Jesuitenpater Klein, der nach der Aufhebung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV. 1773 Kur-Pfälzischer Geheimrat und in den Adelsstand erhoben wurde, äußerte sich über Kraus unter anderem: „Er zeichnete sich durch Talent und Fleiß unter seinen Mitschülern bei weitem aus. Er hatte ein glückliches Gedächtnis, natürlichen Scharfsinn und äußerte sehr frühzeitig gesunde

Beurteilungskraft und ästhetisches Gefühl. Dabei hatte er wahrhaftig das Gemüt eines Engels.“

Und Expater Keck, einer der Mannheimer Musiklehrer von Kraus, berichtete über den Jungen: „Er fing an, hier nach dem Gehör zu komponieren, und da auch der weltberühmte Herr Vogler (Abbe Vogler!) zu ihm kam, eiferte er heimlich mit ihm und komponierte nach dessen Austritt ein Concert a deux Violins, welches er mit einem anderen Eleven, Fuchs mit Namen, mit vieler Approbation in der Kirche spielte.“

Von dem bereits erwähnten Buchener Schulrektor Pfister ist diese Nachricht über Kraus erhalten: „Er machte in der Musik unter den damals glänzenden Hofvirtuosen einen solchen Fortschritt, daß er die schwersten Konzerte von verschiedenen Autoren spielen konnte und nach dem Sprichwort Discipulus ultra Magistrum (dem Lehrer überlegener Schüler) geworden ist.“

Nach Absolvierung von fünf Klassen der Mannheimer Akademie kam Kraus 1773 nach Mainz, um an der dortigen Kurfürstlichen Universität einen Kurs in Philosophie mitzumachen. Doch übersiedelte er schon im nächsten Jahre an die damals Kurmainzische Universität Erfurt und studierte dort Jura. Er beschäftigte sich nicht minder mit dem Studium der schönen Wissenschaften und der Musik. Erhalten ist noch aus dieser Zeit ein Requiem in der Universitätsbibliothek Upsala.

Besondere Achtung hegte Kraus für Philipp Emanuel Bach, zu dem er von Erfurt aus nach Hamburg reiste.

Gehässige Denunziation, die gegen Krausens Vater in Buchen betrieben wurde, brachte dessen zeitweilige Dienstenthebung, so daß der Sohn sein Studium in Erfurt unterbrechen und auf ein Jahr nach Buchen heimfahren mußte. Hier verfaßte er als „einen flammenden Protest gegen mißbrauchte Fürstenmacht“ ein dreiaktiges Prosa-Trauerspiel „Toleron“ und schuf unter anderen Kompositionen zwei Oratorien auf die Geburt und auf den Tod Jesu, deren Texte er selbst schrieb.

Im November 1776 durfte schließlich Joseph Martin sein juristisches Studium in Göttingen fortsetzen. Hier wurde der Mitbegründer des „Hainbundes“ und Theologiekandidat Friedrich Hahn sein vertrautester Freund.

Im Frühjahr 1777 veröffentlichte Kraus anonym beim Eichenbergischen Verlag in Frankfurt am Main eine polemische Schrift „Etwas von und über Musik fürs Jahr 1777.“ Aus dem Werkchen geht hervor, daß „Kraus sich beim Vordringen der Ideen in vorderster Reihe befindet; seine Ansichten stehen im Streit gegen mehrere der zeitgenössischen, meist berühmten Denker. Sie zeigen eine hellsehende und aufgeweckte Reflexion, eine tiefe Ehrfurcht für die Kunst und höhere Gedanken über deren Wert, als seine Landsleute allerwärts an den Tag legten.“

Der Winter 1776/77 hat Kraus stark zugesetzt; er muß viel husten und hat sogar schon Anfälle von Blutspeien.

Matthias Claudius besuchte auf einer Reise von Darmstadt nach Hamburg die Göttinger Hainbündler und kam dabei auch mit Kraus in nähere Berührung, der mehrere Lieder von Claudius vertonte, darunter „Die Mutter bei der Wiege“, das im Köchel-Verzeichnis lange Zeit Mozart zugeschrieben wurde. Claudius bot Kraus an, er wolle ihn nach Hamburg zum Grafen Stolberg mitnehmen, mit dem zusammen Kraus nach Kopenhagen reisen könne, um dort in eine vakante Stelle einzutreten; aber Kraus lehnte ab. Auch auf eine Einladung von Klopstock nach Hamburg muß er verzichten; es fehlt ihm das Reisegeld! „Is gut, muß ja nit sein!“ — schreibt er resigniert heiter.

Nun aber hat er sich von seinem schwedischen Studienfreund Stridsberg überreden lassen, nach Schweden, dessen angeblich glänzende musikalische Verhältnisse bei Hofe ihn locken, überzusiedeln. Nach Hause schreibt er: „Meinem Vaterland bin ich keinen Dank schuldig. Patriotismus ist Torheit... An fremden Ufern soll mich das Glück erwarten.“

Am 3. April 1778 schreibt Kraus den Abschiedsbrief aus Göttingen an seine Lieben. Trotz aller Zukunftshoffnungen klingt er wie eine visionäre Schau auf seine kurzen Lebensjahre: „... Meine Ahnung — es ist eine Ahnung meines guten Geistes — sagt mir, ich werde Sie alle wiedersehen — glücklicher wiedersehen... Vielleicht hat ER — der Mächtige — mein Grab dort bereitet, so ich Linderung suche — Beste, so ist's meine Bestimmung! Der Mut hat, geht ihr entgegen; der Feige zittert, bebt vor seinem Schicksal zurück und fristet dadurch seine Wallfahrt nicht um eine Minute länger als der erstere.“

Über Hamburg, Lübeck und Travemünde geht die Fahrt im Mai nach Kopenhagen. Am 3. Juni 1778 kommt Kraus in Stockholm an. Hier muß der junge Fremdling erst drei der bittersten Jahre seines Lebens zubringen, bis er endlich das erstrebte Ziel — Anerkennung und Anstellung — finden kann. Immer wieder muß er Eltern und Geschwister — Marianne, die malerisch sehr begabt ist, genießt die besonders vertrauende Liebe des Bruders — um Geld anschreiben (er nennt das „Wechsel-chen“!), und daheim kratzt man die Dukaten zusammen und hofft, daß sie dazu reichen, daß der Bub wieder heimfährt nach Buchen, bzw. Königstein, wo die Familie nach der Rehabilitation des Vaters wohnt. Man zahlt auch die Schulden des einstigen Göttinger Studenten, der humorvoll und selbstbewußt meint: „Bin ich doch, wie ich stehe und gehe, eine lebendige Hypothek; nur den Kerls ist damit nicht gedient.“

Schweden hatte nicht auf den deutschen Kandidaten der Rechte wie auf ein musikalisches Wunder gewartet. Und die in Diensten des Hofes stehenden Musiker taten natürlich das ihre, um den Eindringling abzuschließen. Kraus nimmt es den Schweden bitter übel, daß sie ihn nicht sofort anerkennen,

nennt sie ein kaltes, halbpoliertes, französiertes, entnervtes Volk. Für seine Kompositionen hätten sie nichts übrig als — Lob. „Nun stellen sich die Ochsen hin, loben's hinten und vorn, loben's mehr als's wert ist, und — geben mir nichts.“

Endlich, am 29. November 1779, wird „juris licentiaten Herr Joseph Kraus ifran Mannheim“ als Mitglied der Musikalischen Akademie aufgenommen; seinen Eintritt und Empfang nahm er aber erst am 4. April 1781, als er „Herr Hofcapellmästaren“ war. Zunächst half ihm diese Mitgliedschaft nicht aus seiner finanziellen Misere. Der erste Erfolg kam im Juni 1781, wo auf der Bühne des Kgl. Lustschlosses zu Ulriksdal bei Stockholm unter seiner Leitung vor der kgl. Familie und deren Hof seine Oper „Proserpina“ aufgeführt wurde. „Der Hof war außerordentlich darauf vergnügt, und die Art, mit der der König mir seine Zufriedenheit erklärte, war über alle meine Erwartung.“ Der König ernannte Kraus zum 2. Kapellmeister mit einem Gehalt von 500 schwedischen Reichstalern.

Im Oktober 1782 erhält Joseph Martin den königlichen Auftrag, zu einer Auslandsreise zum Studium der Theater- und Operneinrichtungen europäischer Städte.

Die Reise geht über Rostock, Wismar, Berlin, Dresden, Leipzig und Jena nach Königstein im Taunus, wo Kraus gerade Weihnachten bei den Seinen feiern kann. In Frankfurt besucht er den mit der Familie verwandten Maler Christian Georg Schütz. Kraus sah Mannheim wieder und die alten Lehrer, und in Amorbach kam er ins neue elterliche Heim, spielte eifrig die prächtige neue Abteigorgel der Gebrüder Stumm. Mitte Februar ging die Studienfahrt weiter über Würzburg, Regensburg und München nach Linz und Wien. Hier wohnte Kraus gegenüber der Michaeliskirche. „Gluck ist mein Nachbar.“ In seinen Briefen kann man den anregenden Verkehr mit Gluck, Haydn, Albrechtsberger, Salieri, Vanhall und anderen gut verfolgen.

Haydn vergaß den jungen Komponisten nie. Als Silverstolpe, ein Freund und Biograph von Kraus, 1797 Haydn besucht, sprechen sie über den schon fünf Jahre toten Kraus. „Welcher Verlust“, sagte Haydn, „ist nicht dieses Mannes Tod! Ich besitze von ihm eine Sinfonie, die ich zur Erinnerung an eines der größten Genies, die ich je gekannt habe, aufbewahre.“ Und von der Trauer-Sinfonie sagt Haydn mehrmals: „Das ist vortrefflich... Es ist seiner würdig... Schade um den Mann wie um Mozart. Sie waren auch beide noch jung.“ In einer anderen Lebensskizze über Kraus wird folgender Ausspruch Haydns über die Trauer-Sinfonie zu des Königs Gustav III. Tod berichtet: „J'y reconnais Kraus. Quelle profondeur de pensées — quel talent classique!“ („Daran erkenne ich Kraus. Welche Tiefe der Gedanken, welch klassisches Talent!“) Und Gluck äußerte: „Der Mann hat einen großen Stil!“

Im November 1783 weilte Kraus in Venedig, kam über Ferrara nach Bologna, traf in Florenz seinen schwedischen König, erlebte in Rom Weihnach-

ten, erhielt eine recht unterhaltsame Papstaudienz (Pius VI., Graf Braschi), sah Neapel und kam über Marseille nach Paris, wo er neben anderem seine Es-dur-Sinfonie schrieb. Ein Abstecher führte ihn nach London, wo gerade die dreitägige Händel-Säkularfeier war. Dann reiste er nochmals — nun ist es August 1786 — nach Frankfurt und Amorbach und durchstreifte die vielgeliebte Landschaft seiner Jugend, seiner Eltern und seiner Ahnen. Im September nahm er Abschied von den Seinen. Es war der letzte.

Wieder in Stockholm, wird Kraus am 22. 1. 1788 nebenberuflich zum Direktor, der Musikalischen Lehranstalt und am 18. 2. 1788 zum „wirklichen diensttuenden Hofkapellmeister“ mit verdoppeltem Gehalt ernannt. 1789 werden auch seine beiden Klaviersonaten (Es und E) in der Kgl. Notendruckerei gestochen, von denen Silverstolpe sagt: „Es sind die besten Werke fürs Klavier, und unter Mozarts Arbeiten sind nur wenige ihresgleichen.“ Auf der Kgl. Opernbühne wird seine einaktige Oper „Soliman II.“ herausgebracht und dreißigmal (bis 1817) wiederholt.

Hartnäckige Heiserkeit hindert Kraus immer mehr am Dienst. Der Tod von Mozart (5. 12. 1792) geht ihm sehr nah. Er veranlaßt einen Freund zum Verfassen einer Elegie über Mozarts Tod und setzt diese in Musik.

In der Nacht vom 16./17. März 1792 wird der 46jährige König Gustav III. auf einem Maskenfest im Opernhaus durch ein Pistolenschuß-Attentat tödlich verwundet und stirbt am 29. März. Kraus muß in angestrenzter Arbeit die Musik zu den kommenden Trauerfeierlichkeiten schaffen: Das wurde die berühmte „Trauer-Sinfonie“ in c-moll. Auch die Trauerkantate für die Beisetzungsfeyer hat Kraus komponiert.

Und damit schließen sein musikalisches Schöpferwerk — von dem wir in dieser kurzen Übersicht nur wenig aussagen konnten — und auch sein junges Leben. Die Lungentuberkulose führte rasch zum völligen Kräfteverfall. Doch unerschrocken schaute Joseph Martin dem Tod entgegen, der am 15. Dezember 1792 zu ihm trat und ein Leben allzufrüh beendete, das der Menschheit noch viel an großen Gaben der Musik zu schenken geeignet war.

Im Königlichen Krongut Bergshammar bei Stockholm wurde seinem Wunsch gemäß der bedeutende Sohn Miltenbergs von seinen Freunden beigesetzt. Seit 1846 erhebt sich über der Ruhestätte jenes Grabmal, das erst vor kurzem ein Miltenberger unserer Zeit fotografieren ließ und das diese Inschrift trägt:

Hier das Irdische von Kraus
Das Himmlische lebt in seinen Tönen.

Literatur- und Quellenangabe

1. Birger Anrep-Norden „Studier öfver Josef Martin Kraus“, Isaac Marcus Boktryckeri, Aktiebolag; Stockholm 1924.
2. Karl Friedrich Schreiber „Biographie über den Odenwälder Komponisten Joseph Martin Kraus“, Verlag des Bezirksmuseums Buchen, 1923.

Erinnerung an Michael Georg Conrad

Zu seinem 110. Geburtstag (5. 4. 1846 — 20. 12. 1927)

Von Hermann Gerstner

Wenn ein junger fränkischer Poet in den zwanziger Jahren nach München kam, dann galt es, zwei ehrwürdige Dichtergestalten aus der Heimat zu begrüßen, die in der Landeshauptstadt sesshaft geworden waren. In einer vornehmen Villa der Sternwartstraße lebte Wilhelm Weigand, ein Grandseigneur, kultiviert, gepflegt, etwas leise, bedächtig, ein Mann, dem man es ansah, daß er sich gern mit der großen Zeit der französischen Geschichte und Literatur beschäftigte. Da liegt vor mir noch heute sein Roman „Die ewige Scholle“ und ich sehe auf der Titelseite in seiner fast zarten Gelehrtenhandschrift die Widmung, mit der er mir das Buch seinerzeit überreichte. Er wirkte dabei wie ein vornehmer lebenswürdiger Professor, der sein Werk mit einer feinen Bewegung in die Hände des Jüngeren legte.

Aus einem anderen Holz geschnitzt war Michael Georg Conrad, der nur einige Straßenzüge weiter, ebenfalls in München-Bogenhausen wohnte. Ein im besten Sinne bäuerlicher Mensch mit einer fast stürmischen Herzlichkeit. Jüngst erst bin ich wieder vor dem großen Miethaus Ismaningerstraße Nr. 63 gestanden. Es hat die Brandfackeln des Krieges überstanden und so konnte ich zu dem Erker im zweiten Stock hinaufschauen, wo ich als junger Student der Germanistik so manches Mal zu Gast war. Man wußte damals von Michael Georg Conrad, daß er als Herausgeber der Monatsschrift „Die Gesellschaft“ wie ein jugendlicher Stürmer und Dränger für seine naturalistischere Kunstauffassung gekämpft hatte, man kannte auch die Romane „Was die Isar rauscht“, „In purpurner Finsternis“ und „Majestät“, man hatte auch schöne echte Gedichte auf seine fränkische Heimat von ihm gelesen. Aber so oft man auch bei ihm war, man war nie bei einem Literaten zu Gast. Ein Mensch empfing einen mit herzgewinnender Art.

Gehen wir noch einmal die Stiegen zum zweiten Stockwerk hinauf. An der Türe empfängt uns mit einem vertrauten Lächeln die Haushälterin Marie Sokol, die mich schon kennt. Man merkt am Nicken ihres Kopfes, daß man willkommen ist. „Rutsch“ nannte sie der Dichter, wenn er gut gelaunt war. Es ging gleich in das große, bürgerlich behäbig eingerichtete Zimmer. Dort war für den Dichter, der schon hoch in den siebziger Jahren stand (am 5. April 1846 geboren), ein gepolsterter Ohrensessel bereit. Gern saß er aber auch in seinem fahrbaren Lehnstuhl. Man schaute in ein Zeushaupt, das von Locken umrahmt war und das ein Bart verschönte. Es war wie ein Gemälde aus einer schöneren Vergangenheit. Man blickte in ein Paar offene gütige Augen, man sah ein gutes Lächeln um diesen Mund, dessen Sprache den altfränkischen Klang nicht verleugnete. Natürlich sprach er einen gleich mit „Du“ an, er machte keine Umstände, man war wie zu Hause bei ihm, es schien so, als würde man ihn schon lange kennen.